

A b s c h r i f t

Reichsstelle
zur Förderung des deutschen
Schrifttums
bei dem Beauftragten des
Führers für die gesamte
geistige und weltanschauliche
Erziehung der NSDAP

Berlin C 2, den 7. Juni 1939
Oranienburger Str. 79

Gutachten für Verleger

Ernst Wiechert
Das einfache Leben.
Langen/Müller, München, 1938

Auch dieser neue Roman Wiecherts erweist sich in allem als ein typisches Zeugnis seiner uns durch zahlreiche Proben wohlbekannten Geisteshaltung. Allerdings soll anerkannt werden, dass er hier weitaus stärker als in seinen bisherigen Werken zu einer neuen Welt- und Lebensschau vorzudringen sucht. Eine eingehende Analyse der Hauptgestalt wird das im einzelnen beleuchten.

Wiechert erzählt die Geschichte eines aus dem grossen Kriege heimkehrenden Offiziers. Nach den Jahren draussen glaubt er, mit dem Leben des Alltags, wie es ihn nun wieder erwartet, nicht mehr fertig zu werden - zumal er seinen Dienst mit "einem verstohlenen Flecken auf seiner Ehre" quittierte. "Also es war auf meinem letzten Schiff, als das Ende kam. Sie holten die Flagge nieder, und ich kam dazu. Es waren schlimme Gesichter und in das vorderste hob ich meine Pistole. Es war wohl nur eine Sekunde Zeit, denn sie standen auch schon hinter mir, aber es war mein Fehler, dass ich das Gesicht ansah. Es war nicht ein augenblicklicher Fehler, wissen Sie, sondern ein eingeborener dauernder Fehler, dass ich nicht schoss, wie ein Automat, sondern dass ich zuerst dachte, oder auch nur, dass ich sah, aber ein Gesicht sah und nicht eine Fratze, eben das Böse." Es war "eben ein Gesicht, nicht vielleicht Gottes Ebenbild (Daran habe ich sicherlich nicht gedacht), aber doch ein Stück Leben mit Atem gefüllt, mit Blut, mit Leidenschaft, etwas, wozu ich den Tod und die Zerstörung in der Hand hielt." So wird es auch erklärlich, dass dieser Mensch in unerhörtem Masse unter dem Soldatsein gelitten hat und sich auch jetzt noch

immer in fast schon selbstquälerischer Lust an diesem befohlenen Zwang des Tötenmüssens und Nichttötenkönnens zerreibt - ein bei Wiechert beliebter und stets wiederkehrender Gedanke.

In der Welt vermag sich der Heimkehrer nicht mehr zurechtzufinden. Er sucht nach einem neuen Sinn des Lebens, einem neuen Anfang über die zerrüttete Zeit hinaus. Er will wieder mit frohem Herzen das Dasein geniessen können wie in seiner Jugend, "keine Erlebnisse, keine Heldenrolle, keinen Glanz um die Stirn". Die Kadettenzeit und dann vor allem das Soldatsein hatten "Dienst und Pflicht immer wie eine Rüstung auf die Brust" gelegt, "und manchmal schmerzte die Rüstung... der Krieg, ein bitteres Handwerk ohne Glanz, Töten und Vernichten." Den letzten Anstoss, aus der lauten Welt des Tages in die Stille der Einsamkeit und damit in die Vereinzelung zu gehen, gibt ihm die Bibel, das Auffinden des Psalmenverses: "Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz". Weil er aber seine Jahre anders zubringen will, geht er in die Weite der ostpreussischen Wälder, in die ewige Ordnung der Dinge, und lebt dort ein beinahe mönchisches Dasein als einfacher, unbekannter Fischer. Er muss jedoch erkennen: "Krieg auch hier, Leiden auch hier, aber aus Gesetz und nicht aus Willkür." Denn in diesem Dasein der grossen Stille und Einsamkeit, des friedlichen Sichbescheidens und Sichselbstgenügens hat "kein vertanes Leben, kein Aufruhr, kein Geschwätz" Platz. So findet er in der Flucht vor der Welt zum tätigen Leben einer segensvollen Arbeit der Hände zurück. Selbstverständlich bleibt ihm auch weiterhin die Bibel - diesmal mit einem Spruch des Predigers Salomonis - Richtschnur und Rechtfertigung seines Handelns: "Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker --- Los wird geworfen, aber es fällt, wie der Herr es will". Demgemäss richtet er dann auch sein Leben ein: Mehr duldendes Ertragen des einmal Bestimmten, passives Getriebenwerden als wirklich aktives und mannhaftes Gestalten und Handeln bestimmt es.

Allein sein früheres Leben greift noch einmal in seine Zurückgezogenheit ein, da seine todkranke Frau, die er verlassen hat, zu ihm kommt, um bei ihm zu sterben. "Nicht so einfach war es also, ein Leben beiseite zu lassen, wie er gemeint hatte, und der Fliehende war wohl nicht immer der Verfolgte. Schuld war in jeder Berührung eines anderen Lebens, in der ausgestreckten

Hand, im zusprechenden, tröstenden, liebenden Wort." So muss er erkennen, "dass man nicht ohne Schuld in die Stille ging, aber dass man Schuld auf sich nehmen musste, um zu bewahren, was man allein besass. Und eine einsame Schuld war besser als ein gemeinsames Behagen." Damit wird nun auch von anderer Seite her die Rechtfertigung für seine Flucht aus der Welt und für seine Vereinzelung ausgesprochen.

Durch den Tod der Frau wird allerdings die bisherige Sicherheit seines Lebens und vor allem seine Gottesvorstellung aufs schwerste erschüttert. Er wächst über die Gottesvorstellungen aller Konfessionen hinaus, indem er das Walten einer höheren Macht in dem Vollzug des "Gesetzes" erkennt, das blind und ohne Ansehen der Person über die Menschen fällt und nur durch die Kraft der Liebe gemildert werden kann. Und am Ende seines Lebens steht die Erkenntnis: "Ein Grösseres stand über allem, ein Unerkennbares, eben "das Ganze". Sein Anblick machte fromm, aber es gab weder Kirche noch Altar für diese Frömmigkeit. Kein Bildnis, kein Gleichnis, nicht einmal einen Namen. Denn nicht einmal die Sterne waren das Letzte, nicht einmal die Nebel sich gebärender Sterne, wieviel weniger also der Mensch oder Gott, um dessen Bild er haderte und den er benannte, der er selbst gern gewesen wäre:" wissend, mächtig und gut." Trotz dieser innerlichen Überwindung des konfessionellen Denkens bleibt er aber der Bibel als der letzten Offenbarungsquelle verschrieben. So vermag dieser Mensch - darin ein echter Wiechert - die letzte klare Entscheidung und Trennung nicht auszuführen und bleibt auf halbem Wege stehen.

Auch die Stellung des Helden der Erzählung zu der jungen Generation erscheint in etwas merkwürdigem Licht. Zu seinem grössten Bedauern muss er erkennen, dass sein Sohn nicht so verträumt, so stark innerlich gerichtet ist wie er selbst, sondern weitaus gesünder empfindet. Der Sohn belastet sich nicht mit unmöglichen Gefühlen und Gedanken, er stellt vielmehr sein Leben unter Ziele und Zweckmässigkeiten, ohne sich irgendwo unnötig zu verlieren: "Er wird nie eine Insel brauchen, um sich zu retten, ja, er wird keine Rettung brauchen, so sicher wird er seiner selbst sein." Dann aber erkennt der Vater doch, dass er vor der jungen Generation zurücktreten muss. Denn "auf dieser Erde gab es nur ein bestimmtes Mass von Raum und die Hälfte davon gehörte

dem jungen Geschlecht." Diese Jungen müssen allerdings erst noch ihre Bewährung bestehen, sie möchten "vorsichtig sein im Urteil und Wertung, bis die Bewährung gekommen sei". (Der Gedanke der Münchener Reden, wenn auch vorsichtiger gefasst!) Bei weitem wertvoller indessen als sein Sohn und die Mehrzahl aller jungen Menschen erscheinen ihm jene wenigen, die ähnlich wie er geartet sind. Denn nur sie "würden die Furche zu Ende pflügen und die Saat genau dort aussäen, wo man selbst es gewollt hatte. Die Schöpfung sorgte von selbst dafür, dass nichts abbriss, was nach ihrem Wesen suchte."

In der Hauptgestalt des neuen Romans von Wiechert, dem Korvettenkapitän a.D. von Orla, finden wir einen Menschen echt Wiechertscher Prägung. Letzten Endes geht es immer wieder um die Bespiegelung des eigenen Ich. Aus der Welt fliehend, bejaht der Held wohl ein tätiges Dasein, lebt jedoch trotzdem in hoffnungsloser Vereinsamung fern aller Gemeinschaft dahin. "Was aber die Menschen angehe, so habe er das grosse Glück empfangen, dass sein Kreis von Jahr zu Jahr sich immer enger ziehe und nun allmählich nur diejenigen umfasse, deren Bild so unveränderlich sei, wie das der Sterne." Das bedeutet eine Absage an die Idee der Gemeinschaft und das Bekenntnis zur bewussten Vereinzelung. Immer wieder ringt dieser Mensch mit seinen Gedanken und Gefühlen. Sie lassen ihn wohl in eine neue Welt hineinblicken, doch besitzt er nicht die Kraft, sie sich nun auch wirklich zu schaffen. "Möchte die Tat ihm verschlossen sein, das Grosse und Einmalige, das Menschen und Völker aufhorchen liess in ihrer Dumpfheit. Aber die Schau war ihm nicht verschlossen, der Blick aus der Wirrnis der Zeiten, die Nadel, die zitternd nach den ewigen Polen wies."

So bleibt dieses Buch ichbezogen und ohne allgemeingültige Bedeutung für unsere Gegenwart. Das Problem des Menschen, der nach 20 Jahren noch nicht aus dem Kriege heimgekehrt ist, besitzt heute keine unmittelbare Wirksamkeit mehr. Der Dichter zerreibt sich an diesem Stoff, der ihn Zeit seines Lebens beschäftigte und den er immer wieder in verschiedenen Abwandlungen gestaltete, wenn er auch hier und da Durchblicke in eine lichtere ^{Zeit} Welt zu geben vermag. Aber es gelingt ihm nicht, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Und so bleibt er schliesslich doch im Unvollendeten,

in Halbheit und Passivität stecken.

Auch die anderen Gestalten erscheinen in ihrer Lebenseinstellung und Haltung mehr oder weniger abseitig. Da finden wir einen sektiererischen Förster, der vermeint, dass sein Sohn während der Skagerrakschlacht bei lebendigem Leibe auf einem Schlachtkreuzer verbrannt sei. Erst als er hört, die auf dem Panzerturm eingeschlossenen Matrosen seien nicht verbrannt, sondern nach dem Öffnen der Tür sofort in Staub und Asche zerfallen, da ist er beruhigt. Denn "Staub und Asche, das ist besser, das ist, wie Gott es vorgeschrieben hat in der Bibel". Seine Frau ist ob dieses Verlustes schwermütig geworden. Wie ein Schatten irrt sie durchs Haus und trällert Kinderlieder, in einer Marschmelodie vor sich hin - eine Gestalt, die aus allem Menschlichen herausgetreten ist in eine andere, jenseitige Welt. Mit ihnen lebt der alte "General", der die karge abgehackte Redeweise des Königs Friedrich Wilhelm III. nachahmt und seinen Bedienten in die Uniform friderizianischer Soldaten steckt. Sein Enkelkind Marianne leidet unter seltsamen Gesichtern und hat als 13jährige Gedanken und Einsichten wie wenige Erwachsene. Mit ihr taucht ihr biblischer Begleiter auf, "der so feierlich sprach, als wäre er schon mit den Erzv Vätern durch die Wüste gezogen". Als das Ergebnis solcher Erziehung kann man dann ihre Einstellung zum Leben werten: "Wenn ich katholisch wäre, würde ich eine Nonne werden." Ausserdem finden wir einen jungen Grafen vor, der für sich das Recht in Anspruch nimmt, ein "beschauliches Dasein" zu führen. "Er liebt alles Hoffnungslose" und "schaudert vor der unadligen Zeit" zurück. Die Musik ist ihm das einzig Wirkliche dieser Welt, vor dem er Achtung hatte, in dem es keine Lüge gab und in dem es nicht schmerzvoll war, sich zu enthüllen."

Wo finden wir in irgendeinem dieser Menschen die Wirklichkeit des Lebens, wo etwas Aufbauendes und einen Blick in die Helle unseres Daseins? Alle Gestalten Wiecherts sind von Gedanken überlastet, innerlich zergrübelt und von schwerem Leid gequält. Sie passen nicht zu uns, sie leben deshalb auch gleichsam naturnotwendig in der Zurückgezogenheit der Wälder, wo sie ihre angekränkelte Art pflegen können. Sie sind und bleiben Abseitige ihr Leben lang. Die Überbetonung gewisser christlicher Momente ist ein deutliches Zeichen für die ganz andere Welt, in der

dieser Menschen leben. Es ist keine Welt einer gesunden Innerlichkeit, die man bejahen kann, sondern eine Welt mit so vielen direkt krankhaft anmutenden Zügen, dass man sie nur mit Nachdruck ablehnen kann. Darüber vermag auch die Schilderung der Menschen und der ostpreussisch-masurischen Landschaft nicht hinwegzutäuschen, die überaus plastisch und eindrucksvoll ist und eine dichterische Höhe erreicht wie kaum in einem der anderen Bücher Wiecherts.

Der Roman kann nicht empfohlen werden.

F.d.R.

Dr.B.Payr

Königsberger
Sammlungen
der Stadtgemeinde
Königsberg (Pr.)